

Inhalt

Vorwort	9
Bestandsaufnahme	18
Anthropologische Grundlegung – das Völkergemisch am Kap	18
Südafrikanische Farbenlehre – getrennte Gesellschaft, gefährdete Gemeinschaft	22
Die Cappuccino-Gesellschaft – unten schwarz, oben weiß	29
The Paradise	33
Livingstones Lager	37
Laptops und lederne Lendenschurze	38
»In and out of Africa« – das komplizierte Verhältnis Südafrikas zu seinen Nachbarn	42
Himmelhoch jauchzend, zu Tode betrübt	45
Von der Sonne in die Traufe – vom Hoffnungsträger Nelson Mandela zur allgemeinen Enttäuschung	49
Der Regenbogenmacher – Nelson Mandela	49
Der Königssohn	51
Wenn zwei sich versöhnen, leidet der Dritte	53
Speere gegen Atombomben	56
Der Krokodil-Dompteur	58
Vor dem Bürgerkrieg	61
Der Versöhner	62
Über dem Regenbogen	64
Die Schattenseiten des Heroen	66
Ronnie und das Ende einer (fast) lebenslangen Liebe – der Niedergang des ANC	69
Alle Macht dem Volk	71
»Armed and dangerous«	74

Klammheimliche Verfassungsfeinde	77
Ein besseres Leben für alle	78
Zumas Talfahrt	82
»Wir haben nicht gekämpft, um arm zu bleiben«	87
»Bis Jesus Christus wiederkommt«	89
Vertagte Revolution	92
Der Zweinationenstaat – eine Ökonomie	
zwischen superreich und bettelarm	93
Verkrüppelter Kapitalismus	95
Glenfiddich im Township-Staub	103
Blackout – die staatliche Dienstleistungskrise	105
Schwarze Löcher am Firmament	106
Räuberei bei Tageslicht	108
Kloake im Kirschenparadies	111
Der Buschmann und andere Schrecken	114
Weißer Täter, schwarze Opfer	118
Rechtsverzichtserklärung	121
Diepsloot, der Kamin zur Hölle –	
vom Leben und Sterben im Slum	123
Im Namen des Volkes	125
Wie in den Zeiten der Nilferdpeitsche	130
»Muti«-Morde und	
Hochgeschwindigkeitszüge	131
Hühnchen für die tote Mutter	136
High auf HIV-Cocktails	139
Die Onkel-Ahmed-Läden	140
Heroin oder Rattengift	142
Vorhersage veränderlich – Wege und Irrwege	
aus der Misere	146
Die Goldwühlmäuse – oder die riskante	
Renaissance eines Bodenschatzes	146
Durchs Nadelöhr	146
Buddeln in der Schattenwirtschaft	150

Goldkondome und Erdnussbutterbrote	153
Die Elefanten und das Gras	156
Privatstaat ohne Bürgersteige – problematische Lösungen der Dienstleistungskrise	158
Lichtblicke – was hoffnungsfroh stimmt	166
Die sanfte Faust – Thuli Madonselas Kampf gegen die Korruption	166
Löschwasser im Schwimmbad	170
David gegen Goliath	171
Das Downtown-Duett – wenn Hautfarbe keine Rolle mehr spielt	173
Dead White Men’s Music	176
Von Geistern und Sehern	179
Der Topf am Ende des Regenbogens – eine Schule, die Hoffnung macht	180
Keine katholische Kaderschmiede	182
Erst Befreiung, dann Bildung	184
Die Haare der Anderen	187
Regenbogenkuckucksheim	191
»Fuck the Whites«	193
Von kleinen Füßen, langen Hörnern und der Liebe – die Wiege der einen Menschheit	194
Das schönste Land der Welt	197
Das Menschenzeitalter	200
Ausblick	202
Anhang	
Literatur und Medien – Empfehlungen	207
Basisdaten	212
Danksagung	213
Karte	214

Vorwort

In Deutschland fiel die Mauer, und in Südafrika gingen die Gefängnistore auf. Die beiden Ereignisse werden für mich die höchst unterschiedlichen Nationen für immer verbinden: Denn ich hatte das Glück, diese Sternstunden der deutschen und südafrikanischen Geschichte aus der Nähe mitzuerleben. Als Frederik Willem de Klerk, der letzte Präsident der weißen Bevölkerungsminderheit in Südafrika, 1989 an die Macht kam, bereitete er nicht nur die Freilassung Nelson Mandelas vor. Er sorgte auch in anderer Hinsicht für eine vorsichtige Öffnung des von teils ängstlichen, teils verbissenen Bleichgesichtern beherrschten Apartheidstaats. Seitdem konnten sich kritische Korrespondenten aus dem Ausland zumindest wieder Hoffnung auf eine Akkreditierung machen.

Als damals 32-jähriger Journalist mit etwas Afrika-Erfahrung sah ich meine Chance gekommen. Ich fragte bei der *Frankfurter Rundschau (FR)* und dem *Evangelischen Pressedienst (epd)* an, ob sie mich in Johannesburg wenigstens notdürftig über Wasser halten würden. Als liberale, der Apartheid kritisch gegenüberstehende Presse hatten sowohl der *epd* als auch die *FR* auf eine Arbeitsgenehmigung für einen eigenen Korrespondenten bislang verzichten müssen. Nach einigem Hin und Her erhielt ich vom Kap der Guten Hoffnung tatsächlich grünes Licht – ausgerechnet im November 1989, als die deutsch-deutschen Grenzübergänge plötzlich durchlässig wurden. Mein Chef beim Hessischen Rundfunk griff sich an den Kopf, wie ich mich in einer derart aufregenden Zeit vom Acker machen konnte.

Was mich am anderen Ende der Welt erwartete, war allerdings nicht weniger aufregend. Drei Wochen bevor mein Flieger am

1. März 1990 in Johannesburg landete, war Nelson Mandela mit erhobener Faust durch das Tor des Victor-Verster-Gefängnisses nahe des südafrikanischen Weinstädtchens Paarl geschritten. In der Nachrichtenredaktion des Hessischen Rundfunks kamen mir beim Einlaufen der Bilder, die von Hollywood-Regisseuren nicht eindrucksvoller hätten arrangiert werden können, genauso die Tränen wie drei Monate zuvor beim Mauerfall.

Obwohl sie sich in weit voneinander entfernten Regionen des Globus abspielten, hingen die beiden historischen Ereignisse miteinander zusammen. Ihr gemeinsamer Nenner war Michail Gorbatschows Perestroika, die den im südlichen Afrika heiß ausgetragenen Kalten Krieg beendete. Von sowjetischen, ostdeutschen und kubanischen Militärs unterstützte Armeen und Befreiungskämpfer hatten sich in Angola, Mosambik und Namibia über Jahrzehnte hinweg mit der Militärmaschinerie des Apartheidstaats und deren Stellvertretern bekriegt, die wiederum von den USA, Großbritannien und der Bundesrepublik Deutschland unterstützt worden war. Gorbatschows Reformpolitik leitete die Besänftigung der gesamten südafrikanischen Unruheregion ein: 1990 wurde Namibia unabhängig, 1993 legten die mosambikanischen Bürgerkriegsgegner ihre Waffen nieder, in Südafrika kam 1994 der erste schwarze Präsident an die Macht. Mit etwas Verspätung fand im Frühjahr 2002 auch Angola seinen Frieden.

Der Höhepunkt der Normalisierung des Subkontinents war zweifellos die Wende am Kap der Guten Hoffnung. Doch im Gegensatz zu Deutschland, wo lediglich wieder zusammenwachsen sollte, was ohnehin zusammengehörte, war die südafrikanische Wende eine ganz andere Herausforderung. Hier sollte zusammenwachsen, was sich über drei Jahrhunderte lang drangsaliert, bekriegt und verachtet hatte. Aus dem vom Rassismus zerrissenen Land am Kap der Guten Hoffnung eine vereinte Nation zu schmieden, hörte sich wie ein aussichtsloses Unterfangen an. Doch genau das hatten sich Nelson Mandela und seine *comrades* vom Afrikanischen Nationalkongress, dem ANC, auf die Fahne

geschrieben. Als Korrespondent, der den dramatischen Übergang vom Apartheidstaat in eine moderne Demokratie verfolgte, wusste ich um das Privileg, ein derart spannendes Experiment der Menschheit miterleben zu können. Und als bei Nelson Mandelas Amtseinführung im Mai 1994 die Düsenjets des Rassistenregimes über seinen Kopf donnerten, um auf diese Weise ihre Unterwerfung unter den Oberbefehl des Exhäftlings kundzutun, flossen einmal mehr die Tränen.

Für mich und meine Frau Merle – wir hatten uns bei einem Pressefrühstück mit Nelson Mandela kennengelernt – bot Mandelas Wahl 1994 zum ersten dunkelhäutigen Präsidenten Südafrikas die Gelegenheit für einen Szenenwechsel. Merle wollte unbedingt meine deutsche Heimat kennenlernen, weshalb wir uns in Hamburg sieben Jahre lang beregnen ließen. Der in fast jeder Hinsicht wärmere Nachbarkontinent ließ uns indessen nicht los: Mitte 2001 packten wir wieder die Koffer, um mit unserem zwischenzeitlich adoptierten Sohn Marvin nach Südafrika zurückzukehren. Dort gesellte sich später noch Tochter Lerato, mit Haut und Haar »made in South Africa«, dazu.

Eher zufällig hatten wir in unserer Familie Verhältnisse geschaffen, die der gesellschaftlichen Vielfalt am Kap der Guten Hoffnung entsprachen. Merle ist Jüdin. Ihre in Litauen geborenen Großeltern waren nach der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert vor den zaristischen Pogromen in ihrer Heimat geflohen. Obwohl er selbst jahrelang in einem deutschen Kriegsgefangenenlager gesessen hatte, nahm Merles Vater den deutschen Schwiegersohn vorbehaltlos auf.

Dass wir sieben Jahre später Marvin adoptierten, hatte nichts mit Gutmenschentum, sondern lediglich mit unserem unerfüllten Kinderwunsch zu tun. Und dass der von einer Tansanierin geborene Knabe eine dunklere Hautfarbe hat als wir, war ebenfalls keiner politischen Programmatik zuzuschreiben. Als adoptionswilliges Paar in fortgeschrittenem Alter hatten wir im kinderarmen Deutschland schlicht keine andere Chance, als unseren

Afrika-Trumpf auszuspielen. Er stellte sich in jeder Hinsicht als ein Ass heraus.

Mit Lerato wurde die *Rainbow Family* schließlich perfekt. Zwanzig Jahre zuvor hätten wir in Südafrika nicht einmal gemeinsam auf einer Parkbank sitzen dürfen: Jetzt waren wir eine Keimzelle der vom anglikanischen Erzbischof Desmond Tutu benutzten und von Nelson Mandela ausgerufenen Regenbogennation, kein anderer Staat der Welt hätte auf passendere Weise unsere Heimat werden können.

Im Juli 2001 nach Johannesburg zurückgekehrt, empfing uns allerdings ein Land, das dem Traum von der neuen, egalitären Gesellschaft kaum nähergekommen war. Nelson Mandela hatte die Präsidentschaft an Thabo Mbeki abgetreten. Der machte sich vor allem damit einen Namen, dass er die Aids-Pandemie, die in keinem Land der Welt schlimmer als in Südafrika tobte, für ein Hirngespinnst rassistischer Wissenschaftler hielt. Das Land wurde außerdem von einer Kriminalitätswelle heimgesucht, die ebenfalls jedem globalen Vergleich spottete – die verängstigten Johannesburger zogen sich hinter immer höhere, meist noch von Starkstromleitungen getoppte Mauern zurück.

So auch wir. Die Käfige, in die sich Johannesburgs wohlhabendere Familien verziehen, sind freilich golden. Im Innern sind die urbanen Festungen oft als regelrechte Freizeitparks ausgestattet: Mit Schwimmbad, Trampolin, Klettergerüst, Baumhaus und – in der Luxusausführung – Skateboard-Rampe oder Tennisplatz. Weil es ein urbanes öffentliches Leben schon aus Sicherheitsgründen höchstens in Einkaufszentren gibt, spielt sich das soziale Leben in Johannesburg weitgehend in den privaten Burghöfen ab: mit *braai* genannten Grillpartys, Tennisturnieren und Schwimmpfänden für Kinder.

Außenstehende vermuten hinter den Mauern verängstigte Bleichgesichter, die um ihren Besitz und ihre Privilegien bangen. In Wahrheit sind die Festungen jedoch zumindest tagsüber mit Menschen ganz unterschiedlicher Herkunft bevölkert, die sich

außerhalb der Umwallungen nur selten begegnen. In unserem *Compound*, der aus zwei Grundstücken und mehreren Gebäuden besteht, treffen außer unserer vielfarbigen Kernfamilie unsere Haushälterin, eine Mieterin aus dem Zululand, der simbabwische Gärtner sowie die größtenteils indischstämmigen Angestellten meiner Frau aufeinander. Es handelt sich um ein Miniaturmodell des neuen Südafrika, in dem neue Verhaltensweisen einzustudieren sind – ein Atelier des Regenbogenstaats.

Im Gegensatz zu Marvin, der sich eingeschlossen fühlt und für jeden Ausflug in die Außenwelt einen der Elternteile als Chauffeur gewinnen muss, ist unsere Haushälterin Rosina froh über die Festungsmauern. Entgegen weitverbreiteter Auffassung werden schwarze Südafrikaner nämlich noch wesentlich häufiger zu Opfern von Verbrechen als weiße. Neben der hohen Kriminalitätsrate klagt Rosina über die von Macho-Männern beherrschte Gesellschaft, die hohe Inflationsrate und ihren viel zu hohen Blutdruck – sie weiß allerdings auch die Errungenschaften ihrer neu konstituierten Heimat zu schätzen. Schließlich wird Rosina inzwischen nicht mehr als Leibeigene behandelt, die aus der eigenen Tasse trinken muss und nichts aus dem Kühlschrank der Herrschaft nehmen darf. Das Verhältnis zu ihren heutigen Chefs entspricht neuzeitlichen Standards – mit Arbeitsvertrag, geregelten Arbeitszeiten und Mitgliedschaft in der Haushälterinnen-gewerkschaft. Dass Rosina neben Kochen, Putzen und Kleiderwaschen immer wieder auch als Beraterin in Angelegenheiten afrikanischer Denk- und Lebensweise in Anspruch genommen wird, lässt die acht Sprachen sprechende Putzfrau mit Abitur großzügig zu.

Gewiss würde Rosina mit ihren Arbeitgebern tauschen – aber nur, was das Einkommen angeht. Ansonsten fühlt sie sich in ihrer Haut und Gemeinschaft wesentlich wohler als in der atomisierten Welt ihrer bleichgesichtigen Chefs. Am Wochenende pflegt sie mit Tausenden von Glaubensgeschwistern beim Gottesdienst der afrikanischen Zionskirche die ganze Nacht über zu singen und zu

tanzen. Und wenn die 38-jährige Großmutter in ihrem Privatleben auch von unzähligen Problemen geplagt wird, hat sie doch ebenso viele Verwandte und Freunde, die ihr bei deren Überwindung zur Seite stehen.

Dagegen fühlt sich ihre Arbeitgeberin Merle vom ersten Vierteljahrhundert des neuen Südafrikas schon grundsätzlicher enttäuscht. Sie hatte sich in ihren Studentenjahren der Antiaparteidbewegung angeschlossen: Als Jüdin war sie gegenüber dem staatlich verordneten Rassismus empfindlicher als viele ihrer Kommilitonen. Die Euphorie, mit der Merle zunächst den neuen demokratischen Staat begrüßt hatte, ist inzwischen jedoch einer gründlichen Enttäuschung gewichen: Die Eskapaden der ANC-Regierung – ihre Misswirtschaft, Inkompetenz und Korruption – haben dem Traum vom globalen Modellstaat stark zugesetzt. Weiße Überlegenheitsfanatiker, für die ein schwarz regiertes Südafrika schon immer nur im Ruin enden konnte, fühlen sich dagegen bestätigt.

Merle zählt allerdings nicht zu den larmoyanten Bleichgesichtern, die sich von ihrer Heimat zumindest innerlich längst verabschiedet haben. Wie viele Südafrikaner, die wissen, dass Rom nicht an einem Tag und nicht von den Senatoren, sondern von seinen Bürgern errichtet wurde, sucht sie aus dem Unvollkommenen das Beste zu machen: Sie gründete ein kleines Online-Unternehmen, das Johannesburg über sämtliche für Nachwuchs und Familie relevanten Belange informiert, und trägt auf diese Weise sowohl zur Entlastung der gestressten Großstadtbewohner als auch des unter einer Arbeitslosenquote von 25 Prozent ächzenden Arbeitsmarktes bei. Inzwischen beschäftigt Merle mehr als ein halbes Dutzend Angestellte – und weil sie schnell herausfand, dass indischstämmige Südafrikanerinnen die gewissenhaftesten Arbeitnehmer sind, stehen der jüdischen Chefin heute fünf muslimische Beschäftigte zur Seite.

Die stets traditionell mit Kopftuch gekleidete Nazmeera hat kein Problem mit ihrer andersgläubigen Arbeitgeberin – solange

diese tolerant bleibt und für einen eigenen Staat der Palästinenser eintritt. Die Mutter von vier Kindern folgt mit ihrer Familie den Regeln der Scharia: Das hindert sie allerdings nicht daran, auch die Vielfalt unseres *Compounds* zu schätzen. Nazmeera zieht es sogar vor, als Teil einer Minderheit im südafrikanischen Regenbogenstaat statt in einer islamischen Republik zu leben: »Das gibt mir mehr Freiheit, meine Religion so zu leben, wie ich will.« Eine »Rückkehr« in die Heimat ihrer indischen Urgroßeltern kommt für Nazmeera nicht in Frage: Lieber will sie am Aufbau eines vielfältigen und toleranten Staats beteiligt sein.

Zu dem natürlich auch Hilton gehören soll – selbst wenn unser Gärtner wie Millionen anderer Afrikaner aus allen Ecken und Enden des Kontinents nicht wegen der Toleranz und Vielfalt, sondern des schnöden Geldes wegen ans Kap der Guten Hoffnung kam. Seine simbabwische Heimat ist wirtschaftlich längst gründlich ruiniert. Der 26-Jährige lebt in ärmlichsten Verhältnissen in einem Slum und sendet jeden Rand, auf den er verzichten kann, zu seiner Familie nach Hause. Hilton davon zu überzeugen, mit uns an einem Tisch zu essen, erforderte Überredungskunst. Inzwischen erzählt er uns sämtliche Tragödien, von denen sein Leben gespickt ist. Kürzlich kam sein zweijähriger Sohn bei einem Autounfall ums Leben, seine Frau erlitt eine Fehlgeburt, er selbst wird immer wieder von der Polizei aufgegriffen und nach Simbabwe deportiert, weil er keine Aufenthaltsgenehmigung hat. Zwei Wochen später steht er dann wieder vor der Tür.

Vermutlich haben Geschichten wie diese zum Entschluss unserer Tochter beigetragen: Sie will einmal reich sein, und zwar noch reicher als wir. In Leratos Welt waren Schwarze bislang arm und Weiße begütert. Nur selten hatte sich ein Repräsentant des neuen schwarzen Mittelstands in unseren *Compound* verirrt. Kürzlich zog jedoch ein dunkelhäutiger Regierungsbeamter in unser Nachbarhaus ein: Er bewirtet auf seiner Veranda bis in die späte Nacht hinein laut und lebenslustig seine Freunde – und dreht ab und zu mal eine Runde mit seinem nagelneuen BMW. Seitdem

ist für unsere 14-jährige Tochter die Gleichung »schwarz gleich arm« nicht länger gültig. Jetzt ist sie überzeugt davon, dass Menschen dunkler Hautfarbe das Leben wesentlich lockerer nehmen als blasse Exemplare wie wir. Könnte sie sich ihre Adoptiveltern aussuchen, gab sie kürzlich bekannt: Sie würde sich schwarze Eltern wählen.

»So weit sind wir also gekommen«, sagt Merle, die selbst in schweren Verletzungen noch das Positive sieht. Wäre es bis vor gar nicht allzu langer Zeit überhaupt vorstellbar gewesen, dass ein Kind lieber dem Teil der Bevölkerung angehören will, der über Jahrhunderte nur schlechtgemacht, entwürdigt und benachteiligt wurde? Fast 25 Jahre nach der großen Wende ist Südafrika zweifellos anders und wesentlich sympathischer geworden. Die Bevölkerung teilt sich Grünflächen oder Konsumtempel wie die glitzernden Johannesburger Einkaufszentren. Die schwarze Township Soweto mutet mit ihren Teerstraßen, Kinderspielplätzen und Museen nicht mehr wie ein Ghetto, sondern wie ein lebenswertes Stadtviertel an. Und in zahllosen Schulen drücken Kinder ganz unterschiedlicher Provenienz gemeinsam die Bank.

Gleichzeitig stehen jedoch *Compounds* wie der unsere einer überwältigenden Mehrheit der schwarzen Bevölkerung noch immer höchstens zum Broterwerb offen. Noch immer verdienen weiße Südafrikaner durchschnittlich fünfmal mehr als schwarze. Und noch immer leben 40 Prozent der dunkelhäutigen Südafrikaner unterhalb der Armutsgrenze. Niemand konnte erwarten, dass mehr als drei Jahrhunderte des Unrechts und der Unterdrückung in zwei Jahrzehnten ungeschehen gemacht werden könnten. Genauso wenig kann jedoch behauptet werden, dass lediglich mehr Zeit vergehen muss, um die Transformation der Gesellschaft zu den gewünschten Ergebnissen zu führen.

Denn im neuen Südafrika läuft Entscheidendes schief. Korruption, Vetternwirtschaft und Patronage-Politik drohen das Fundament eines stabilen Staatswesens zu unterspülen. Der Zusammenbruch öffentlicher Dienste – vor allem der Strom- und

Wasserversorgung – ist nur ein Indiz für den wohl gefährlichsten Bazillus am Kap der Guten Hoffnung: Viele der Volksvertreter und Staatsdiener sind weniger am Gemeinwohl als am eigenen Vorteil, am Füllen der eigenen Tasche interessiert. An erster Stelle der dritte Präsident des neuen Südafrika, Jacob Zuma, unter dessen Ägide der Staat zu einem Selbstbedienungsladen für eine kleine Elite verkam.

Und das alles in Nelson Mandelas Regenbogennation, die nach dem südafrikanischen Prinzip des *ubuntu*, eines solidarischen Humanismus, errichtet werden sollte. »Umuntu ngumuntu ngabantu«, sagen die Zulus und meinen damit, dass der Mensch erst durch und mit anderen Menschen zum Menschen wird. Nelson Mandela hat diesen Grundsatz in seiner außergewöhnlichen Biografie gelebt und ihn zum Leitmotiv seines egalitären Modellstaats gemacht. Doch die Bevölkerung am Kap der Guten Hoffnung tut sich schwer, die Vision ihres Gründervaters am Leben zu erhalten. Dieses Buch beschreibt ein Land, das von einem großartigen aber flüchtigen Versprechen überspannt wird – gleich dem Regenbogen, dem die einzigartige Nation ihren Namen verdankt.

Johannesburg, im Januar 2017

Johannes Dieterich

Von der Sonne in die Traufe – vom Hoffnungsträger Nelson Mandela zur allgemeinen Enttäuschung

Der Regenbogenmacher – Nelson Mandela

Ich kam, zugegeben, etwas zu spät. Als Nelson Mandela am 11. Februar 1990 mit erhobener rechter Faust und der linken Hand in der Hand seiner Frau Winnie aus dem Victor-Verster-Gefängnis bei Kapstadt schritt, saß ich noch bleich und unterkühlt in der Nachrichtenredaktion des Hessischen Rundfunks in Frankfurt. Vielleicht war das auch besser so: Viel mitbekommen hätte ich bei dem an jenem strahlenden Sonntag in Kapstadt herrschenden Chaos ohnehin nicht. Die Stadt glich einem Tollhaus: Zigtausende von jubelnden Menschen überfluteten die Straßen. Auf seinen Umwegen ins Stadtzentrum von Kapstadt verirrte sich Mandelas Fahrer. Und als sie schließlich Stunden verspätet im Bürgermeisteramt am Großen Paradeplatz ankamen, musste der frisch Entlassene feststellen, dass er seine Brille im Gefängnis vergessen hatte. Er lieh sich Winnies Augengläser aus, was ziemlich schräg aussah.

Aufs Aussehen kam es allerdings nicht an. Obwohl damals jeder gespannt auf die tatsächlichen Gesichtszüge des berühmtesten Gefangenen der Welt war: Aus der 27-jährigen Haftzeit des ANC-Führers gab es lediglich zwei uralte Schwarzweiß-Bilder, die ihn beim stumpfsinnigen Behauen von Felsbrocken oder im Gespräch mit seinem Freund Walter Sisulu zeigten. Das amerikanische *Time Magazine* ließ anlässlich der Freilassung extra ein Titelbild malen, das auf Schilderungen von Familienmitgliedern und Freunden beruhte: Mit dem wahren Nelson Mandela hatte dies jedoch so viel zu tun wie ein schlechtes Phantombild mit dem Original.

Viel wichtiger war, was Nelson Mandela *sagen* würde. Schließlich wusste kaum jemand, ob aus dem inzwischen 71-Jährigen während der endlosen Gefängniszeit nicht ein greiser Trottel, ein verbitterter Hardliner oder ein Psychopath geworden war – nur ganz wenige hatten mit dem inhaftierten Befreiungsführer in Kontakt bleiben können. Auch wenn der vom Balkon des Bürgermeisteramts mit schräger Brille abgelesenen Rede Mandelas in der allgemeinen Aufregung kaum jemand folgte, stand schon nach den ersten Sätzen fest: Die Furcht vor Hardliner, Psychopath oder Tattergreis war unbegründet. Da bot vielmehr ein rüstiger Herr mit fester Stimme den nervös gewordenen weißen Herrschern die Hand zur Versöhnung an, ohne dem bewaffneten Kampf abzuschwören oder von seiner Forderung des allgemeinen Wahlrechts – »one man, one vote« – auch nur ein Jota abzurücken. Zweifellos war hier ein Mann aus dem Kerker gestiegen, den jahrzehntelange Demütigung und Entbehren weder gebrochen noch bitter gemacht hatten.

Eine Sternstunde für Südafrika, denn ohne diesen Umstand wäre das »Wunder vom Kap« nicht möglich gewesen. Ein psychopathischer Hardliner hätte die sensiblen Verhandlungen zur Transformation des Rassenstaates in eine moderne Demokratie niemals auf jene souveräne Weise führen können, wie es Mandela tat. Wie aber war es möglich, dass Häftling Nummer 46664 in 27 Jahren Knast weder seine Würde noch seine Entschlossenheit und Herzlichkeit verloren hatte? Die Beantwortung dieser Frage hat mehr als nur historischen Wert: Darauf wurde das neue Südafrika gegründet, damit steht oder fällt der Regenbogenstaat.

Auch wenn der Blick auf die malerische Bucht von Kapstadt und ihren Tafelberg von der Gefängnisinsel aus einer der spektakulärsten ist: Den politischen Häftlingen muss dieser Ausblick wie eine Folter vorgekommen sein. Zumindest zu Beginn ihrer Haft war das Leben auf der Insel erniedrigend und miserabel: Die Gefangenen hatten kurze Hosen zu tragen, damit sich die weißen Schließer besser über die schwarzen *boys* erheben konnten;

sie schliefen nachts auf dem Boden und arbeiteten tagsüber im Steinbruch. Besucher durften sie nur einmal im halben Jahr hinter einer Glasfront empfangen. Und wer »aufsässig« war, musste damit rechnen, dass ihm einer der Wärter zur Strafe auf den Kopf urinierte. Mancher *comrade* kehrte als psychisches Wrack von der Insel zurück: Zedd Manona, der Anfang der 1990er Jahre als Ton-techniker mit mir zusammenarbeitete, bekam bis zu seinem frühen Tod 1999 keinen Boden mehr unter die Füße. Leiden könne bei einem Menschen zwei Dinge auslösen, meint der anglikanische Erzbischof Desmond Tutu. »Es kann einen verbittern, oder es brennt die verhärtende Schlacke ab. Es kann einen Menschen stark und gleichzeitig sanft und einfühlsam machen. So ist es zweifellos mit Nelson geschehen.«

Ich bekam Nelson Mandela zum ersten Mal drei Wochen nach seiner Freilassung zu Gesicht, als der ANC zu einer Pressekonferenz ins Johannesburger Carlton-Hotel einlud. An Mandela fielen nicht nur seine Körpergröße und seine getragene, sonore Stimme auf. Mindestens ebenso beeindruckend waren sein breites Lächeln und sein eisbrechender Charme. Der graumelierte Herr begrüßte viele der Journalisten persönlich und erkundigte sich mit einem heiseren »How are you?« nach ihrem Befinden – danach strahlten die von der Aufmerksamkeit des Heroen Geadelten für eine gute Stunde. Mandelas Begrüßungszeremoniell wirkte nie wie der kalt kalkulierte Schachzug eines politischen Profis, es fühlte sich vielmehr wie die warme Geste eines Menschenfreunds an. »Er strahlte eine Würde aus, die nie etwas Aufgesetztes an sich hatte«, meint der Publizist und Mandela-Freund Allister Sparks. »Das hängt gewiss damit zusammen, dass Mandela von einem König großgezogen wurde.«

Der Königssohn

Nelson Mandela wurde am 18. Juli 1918 im Kuhdorf Mvezo in der abgelegenen Transkei-Provinz als Sohn des Dorfältesten und Mitglied der Königsfamilie der Thembu, einer Untergruppe des

Xhosa-Volks, geboren. Als sein Vater viel zu früh starb, nahm der König der Thembus den neunjährigen Neffen in seinen *Kraal* auf. Dort lernte Rolihlahla («der Unruhestifter«, wie ihn seine Eltern vorausblickend genannt hatten), als Führer eines Volkes aufzutreten. Als Erster in seiner Familie besuchte Rolihlahla eine Schule. Beide Eltern waren Analphabeten. Die afrikanische Grundschullehrerin verpasste ihm, wie damals üblich, erst einmal einen westlichen Vornamen. Er habe keine Ahnung, wie sie auf Nelson kam, schrieb Mandela in seinen Memoiren *Der lange Weg zur Freiheit*.

Weißer verirrten sich nur selten in die Transkei-Provinz. Das erste Bleichgesicht lief Nelson im Alter von 16 Jahren über den Weg. Gewiss lag es auch daran, dass der adoptierte Königssohn von den psychischen Schäden verschont blieb, die der algerische Psychiater Frantz Fanon unter den Opfern des Kolonialismus' beobachtet hatte. In der vom Überlegenheitswahn der weißen »Herrenmenschen« hervorgebrachten »neurotischen Situation« würden die beherrschten Afrikaner zur Verinnerlichung der Herrlichkeit ihrer Unterdrücker gezwungen, schrieb Fanon Mitte des vergangenen Jahrhunderts in seinem Klassiker *Schwarze Haut. Weiße Masken*. Auf diese Weise werde das Selbstwertgefühl der Afrikaner ausradiert. Im südafrikanischen Rassistenstaat war die »neurotische Situation« besonders krass: Das Ziel der Apartheidpolitik war nicht zuletzt die Demütigung der schwarzen Bevölkerungsmehrheit, um sie so besser beherrschen zu können. Noch heute kommen die Folgen dieser systematischen Erniedrigung in der Unterwürfigkeit – oder der Wut – vieler dunkelhäutiger Südafrikaner zum Vorschein. Der in der entlegenen Provinz aufwachsende Königssohn Nelson blieb von solchen Deformationen offenbar verschont. Er habe ihn ganz automatisch mit »Mister Mandela« angesprochen, erinnert sich einer seiner Wärter, James Gregory, als er ihn zum ersten Mal auf Robben Island sah: »Es gibt Menschen, da kann man gar nicht anders, als ihnen Respekt entgegenzubringen.«

Wie passend sein afrikanischer Vorname ausgewählt war,

wurde erst während Rolihlahlas Universitätszeit deutlich. Als Studentenvertreter an der Hochschule von Fort Hare – der einzigen Universität, die schwarzen Südafrikanern damals offenstand – führte der Unruhestifter einen Streik für besseres Essen an und wurde, als er nicht einlenken wollte, von der Uni geworfen. Gleichzeitig legte er sich mit seinem königlichen Pflegevater an, der Nelson eine – ungewollte – Ehefrau ausgesucht hatte: Der Unruhestifter floh ins fast 1000 Kilometer entfernte Johannesburg. Dort verdingte er sich zunächst als Nachtwächter in einer Goldmine, nahm aber bald sein Jurastudium wieder auf und schloss sich schließlich dem ANC an.

Damals, in den 1940er Jahren, war die 1910 gegründete Organisation noch ein eher behäbiger Club zur Vertretung der Interessen des winzigen schwarzen Mittelstands – der wenigen dunkelhäutigen Ärzte, Rechtsanwälte, Geschäftsleute oder Journalisten. Die ANC-Mitglieder schrieben Petitionen an die Regierung oder reisten auch mal zum britischen König nach London, um ihm ihre Klagen über die schlechte Behandlung in Südafrika zu Gehör zu bringen. Erreichen konnten sie damit nichts. Nach den Wahlen der weißen Minderheit 1948 spitzte sich die Lage für schwarze Südafrikaner noch weiter zu: Mit der Einführung der Apartheidpolitik wurden sie vollends entrechtet.

Wenn zwei sich versöhnen, leidet der Dritte

Bei den Wahlen 1948 löste die Nationale Partei die United Party ab, die Südafrika fast vier Jahrzehnte lang regiert hatte. Womit die Animositäten zwischen den Buren und den britischen »Rotnacken« wieder aufbrachen. Die Nationale Partei hatte sich die Interessen der ärmeren Buren auf die Fahnen geschrieben und während des Zweiten Weltkriegs sogar mit den Nazis in Deutschland sympathisiert. Wohingegen die Union Party vor allem vom britischen Establishment und wohlhabenden gemäßigten Buren unterstützt wurde. Der ehemalige Burengeneral Jan Smuts saß sogar in Churchills Kriegskabinet.

Die Spannungen zwischen Südafrikas Bleichgesichtern gehen bis in die Frühzeit der Kolonialisierung zurück. 1652 hatte Kaufmann Jan van Riebeeck im Auftrag der Holländisch-Ostindischen Gesellschaft eine für die Schifffahrt nach Fernost benötigte Versorgungsstation am Kap der Guten Hoffnung aufgebaut. Sie zog in den folgenden Jahrzehnten zahlreiche Siedler aus Holland, Deutschland und Frankreich (vor allem die vor den katholischen Pogromen fliehenden Hugenotten) an. Die Neuankömmlinge rotteten die einheimischen Khoikhoi aus (die sie Hottentotten nannten) oder machten sie zu ihren Sklaven und drängten außerdem das am Ostkap angesiedelte Volk der Xhosa immer weiter gen Osten ab.

Nach dem Zusammenbruch der holländischen Kolonialherrschaft eigneten sich die Briten Anfang des 19. Jahrhunderts den strategisch wichtigen Stützpunkt an. Als sie dort wenig später die Sklaverei wie überall in ihrem Empire verboten, packten die erzürnten burischen Siedler ihre Rinderwagen und zogen ins Landesinnere – sie meinten, ohne die kostenlosen Arbeitskräfte nicht auskommen zu können. Im Landesinneren (das keineswegs so unbevölkert war, wie die Buren später zu behaupten pflegten) löste ihr »Großer Treck« zahlreiche Konflikte mit afrikanischen Völkern wie den Sothos und den Zulus aus, welche die weißen Farmer mit ihren Feuerwaffen meist für sich entscheiden konnten. Sie gründeten schließlich zwei eigene Staaten – den Oranje-Freistaat und die Südafrikanische Republik. Letztere erstreckte sich über einen Großteil der heutigen Provinzen Gauteng, North-West, Limpopo und Mpumalanga.

Mit der Entdeckung von Diamanten (1866 in Kimberley) und Gold (1886 in Johannesburg) wurde plötzlich auch das Interesse der britischen Kolonialmacht am Hinterland geweckt. Der Gouverneur des Empires in Kapstadt schickte Soldaten aus, die zunächst den Oranje-Freistaat, später auch die Südafrikanische Republik annektierten. Die Gegenwehr der Buren führte zu zwei grausamen »Burenkriegen«, aus denen die Briten schließlich

siegreich hervorgingen – allerdings nach hohen eigenen Verlusten und der skandalösen Internierung burischer Familien in Konzentrationslagern, in denen mehr als 26000 Frauen und Kinder verhungerten. Nach ihrem Sieg sah sich die britische Kolonialverwaltung gezwungen, einen Modus Vivendi mit der burischen Bevölkerungsmehrheit zu finden. London kam auf die Idee, die Kolonie als »Südafrikanische Union« in die zumindest nominelle Unabhängigkeit zu entlassen. Das kühlte die Wut der Buren ab und öffnete den Weg für eine von britischstämmigen Weißen und gemäßigten Buren unterstützte Partei – die United Party –, die in der Geburtsstunde der Union die Macht übernahm. Die Verlierer des notdürftig gekitteten weißen Bruderzwists waren die Schwarzen: Ihnen wurde per Gesetz jeglicher Landbesitz verboten. In Kombination mit der bereits zuvor eingeführten Hüttensteuer blieb den ihres Landes beraubten Afrikanern nichts anderes übrig, als weit von ihren heimatlichen Dörfern entfernt in den verhassten Minen zu arbeiten.

Der weiße Burgfriede wurde mit der Weltwirtschaftskrise in den 1920er Jahren auf die Probe gestellt, als zahllose auf dem Land verarmte Buren zur Arbeitssuche in die Städte zogen. Dort sahen sie sich der Konkurrenz einer wachsenden Zahl urbanisierter Schwarzer ausgesetzt – eine Entwicklung, die sich durch den Industrialisierungsschub während des Zweiten Weltkriegs noch weiter zuspitzte. Die unter wirtschaftlichen Druck geratenen Buren suchten Zuflucht bei der Nationalen Partei, die ihnen für Weiße reservierte Jobs und andere Privilegien in Aussicht stellte – kein leeres Wahlversprechen, wie sich nach ihrer Machtübernahme 1948 schnell herausstellen sollte. Hendrik Verwoerd, Minister für »Angelegenheiten der Eingeborenen«, führte die Politik der getrennten Entwicklung – die Apartheid – ein: Sie erhob die Ungleichbehandlung der Bevölkerung zum Prinzip und schrieb sie gesetzlich fest. Schwarze Südafrikaner wurden nach Volksgruppen aufgeteilt in entlegene oder unfruchtbare Reservate, sogenannte Homelands, abgeschoben: Im südafrikanischen

Kernland waren sie fortan nur noch zur Arbeit mit einem gültigen Pass geduldet. Dagegen durften sich die Weißen der fruchtbaren Tortenstücke des Landes, reservierter Jobs und billiger Arbeitskräfte erfreuen. Ein auf rassischen Kriterien beruhendes Zweiklassensystem, wie es die Welt in dieser Kaltschnäuzigkeit nur selten erlebt hat.

Speere gegen Atombomben

Für die politischen Vertreter der schwarzen Bevölkerungsmehrheit war die Einführung der Apartheid ein Affront sondergleichen. Junge Mitglieder des Afrikanischen Nationalkongresses wie Nelson Mandela und dessen Freunde Oliver Tambo und Walter Sisulu drängten auf eine Radikalisierung der Organisation: Sie gründeten die ANC-Jugendliga und suchten den behäbigen Club der Mittelständler für die Masse der Afrikaner zu öffnen. Nach dem Vorbild Mahatma Gandhis organisierten sie Kampagnen des zivilen Ungehorsams, in deren Rahmen Demonstranten öffentlich ihre Pässe verbrannten, wofür sie zu Tausenden verhaftet und eingesperrt wurden. Statt in einen Dialog mit ihren Kritikern zu treten, verschärfte die Regierung ihre Gangart nur noch weiter. Bei einem Protest gegen die Passgesetze in der rund 50 Kilometer südlich von Johannesburg gelegenen Township Sharpeville eröffnete die Polizei am 21. März 1960 das Feuer auf unbewaffnete Demonstranten: 69 Menschen starben, darunter acht Frauen und zehn Kinder. Das Massaker kam einem Offenbarungseid der südafrikanischen Machthaber gleich. Danach konnte keiner mehr sagen, dass am Kap der Guten Hoffnung alles in Ordnung sei.

Die von dem Blutbad ausgelöste Wut der schwarzen Bevölkerung entlud sich in einer Flut von Protestaktionen. Die Regierung verhängte den Ausnahmezustand und verbot sämtliche politisch relevanten Organisationen – neben dem ANC auch dessen radikalere Ableger, den Panafrikanischen Kongress (PAC), sowie Südafrikas Kommunistische Partei (SACP). Die Führer der Organisationen flohen ins Ausland oder tauchten ab, darunter